



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Gesammelte Werke**

Lebensfluten. Die Liebenden und der Narr. Märchen. Traumland

**Kurz, Isolde**

**München, 1925-**

Träume aus späteren Lebensjahren

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72413](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72413)

---

## Träume aus späteren Lebensjahren

In Zeiten, wo die Natur eines tiefen Ausruhens bedarf, nach großen seelischen Erschütterungen, besonders nach Todesfällen, denen eine lange, anstrengende Krankenpflege vorangegangen ist, hören die Träume völlig auf. Augenscheinlich hat dann der Geist für das bunte Gaukelspiel weder den Stoff noch die Verwendung, und dem Körper wird zu seiner Wiederherstellung der tiefe, traumlose Schlaf. Oder wenn es wahr sein sollte, was viele behaupten, daß es einen ganz traumlosen Schlaf überhaupt nicht gibt, so ist jedenfalls der Traumspiegel so tief hinabgesunken, daß seine Bilder nicht an die Oberfläche steigen, und das tiefe Ruhegefühl läßt den Schluß zu, daß das Gemüt nicht durch Vorstellungen bewegt wurde. Aus diesem Grunde blieb vom Jahr 1911 an meine Traumchronik ohne Aufzeichnungen, das Traumspiel war so gut wie ausgeschaltet; ich glaubte es für immer verloren zu haben. Dabei war besonders zu Anfang mein sonst sehr leiser Schlaf so tief, daß mich nicht einmal ein Gewitter, dessen Donnerschläge eine ganze Ortschaft aus den Betten trieben, erwecken konnte. Dieses bewußtlose, totenschlafähnliche Ruhen war ja der Gesundheit zuträglich, aber es fehlte mir etwas, ich bekam allmählich Heimweh nach meinen Träumen. Auch der Weltkrieg vermochte im ersten Jahr das erschöpfte Traumleben nicht wieder anzuregen. Erst nach dem Eintritt Italiens in die Reihe unserer Gegner stellten sich nach und nach die Träume wieder ein. Und zwar wiederholte sich in kurzen Abständen immer dieselbe Traumvorstellung in den verschiedensten Abwandlungen. Ich suche mich aus unwiderstehlichem Zwang über die italienische Grenze zu

schleichen und die Orte, an die sich dreißigjährige Erinnerungen heften, wiederzusehen, es gelingt mir auch jedesmal, aber fast immer zu meinem Schaden: ich erlebe aufregende Straßenszenen, an denen sich eine ganze Stadt beteiligt, werde als Deutsche erkannt, verfolgt und irgendwie verraten. Einige Formen dieses völlig typisch gewordenen Traumes habe ich aufgezeichnet:

Ich bin einen unendlich weiten Weg zu Fuße gewandert, und es ist mir gelungen, ungehindert die italienische Grenze zu überschreiten. Jetzt befinde ich mich in Florenz bei der Porta San Giorgio, aber der Weg ist eben, eng und schnurgerade. Die ganze Einwohnerschaft flutet darin feierabendlich und festlich auf und ab. Es scheint mir jetzt die Hauptstraße von Siena zu sein, vollgedrängt von geputzten Menschen, wie ich sie einmal an einem Feste dort sah. Man lacht, man plaudert, jeder redet mit dem andern und auch mit mir. Niemand scheint die Fremde, die Deutsche, zu wittern. Die altgewohnte Sprache schwirrt mir so vertraut um die Ohren, das Herz wird mir ganz weit, ich denke: Wie gut lebt sich's doch unter diesem heiteren, geselligen Volk. Es ist ohne Sonnenschein wunderbar hell, Dinge und Menschen stehen so leicht und klar in dem seligen Abendlicht, Häuser, Pflastersteine, Mauern, über die Oliven und Zypressen emporkwachsen, alles ohne Schwere. Mitten durch die Straße läuft jetzt eine steinerne Stufe, durch die sich nun doch die Bodensenkung kundgibt, darauf sitzen elegante Damen und Herren mit italienischer Unbefangenheit beisammen, ich mitten unter ihnen. (Beim Erwachen wußte ich den Wortlaut unserer heiteren Gespräche noch.) Ein Offizier in farbiger Friedensuniform steht vor einer Gruppe und spricht laut und ausdrucksvoll in durchaus gerechter und würdiger Weise über den Krieg, er weiß nichts von Völkerhaß; mit einer halben, verbindlichen Wendung gegen mich, erkennt er die edlen Eigenschaften der Deutschen an. Dieser scheint allein von allen etwas gemerkt zu haben. Das Herz hüpfte mir im Leibe über

mein gelungenes Unternehmen. Nachdem ich mich eine ganze Weile an dem heiteren Fest gesonnt habe, kommt es mir plötzlich vor, als sei irgend etwas nicht in Ordnung. Ich werde unruhig, und jetzt fällt mir auch ein, daß ich nicht weiß, wo ich wohne. Ich frage einen neben mir stehenden Herrn, der ein Polizeibeamter zu sein scheint, nach dem Gasthof, er erbietet sich aufs artigste, mich zu führen. Nach wenigen Schritten werde ich in einen Wagen genötigt und fahre mit größter Schnelligkeit durch die Straßen von Florenz, die jetzt wieder die alten sind. Menschen laufen schreiend und schimpfend dem Wagen nach, ihre Gesichter sind von Haß verzerrt, ich erkenne, daß ich in eine Falle gegangen bin. Wir halten vor dem Palazzo Vecchio, ich weiß jetzt, sie wollen mich in das Gelaß hoch oben bringen, wo Savonarola gefangen saß, und mich dann zum Genuß des Pöbels auf der Piazza hinrichten. Man reißt mich aus dem Wagen, ich entspringe und klettere unter furchtbarer Anstrengung, aber sehr geschwind an der Außenmauer des Palazzo Vecchio hinauf, mich an den Quadern anklammernd. Polizisten und Leute aus der Menge klettern nach. Es fällt mir ein, daß in demselben Gelaß vor Zeiten sich der alte Cosimo de' Medici bei einer Staatsumwälzung versteckt hielt. Vielleicht findet sich auch für mich ein Versteck, wenn ich nur erst im Turme bin. Ich klettere gleichzeitig außen und innen. Aber die andern sind ebenso flink, ich höre Lachen, Keuchen, Schreien hinter mir. Jetzt bin ich fast oben, aber sie haben mich schon. Soll ich mich hinabstürzen oder mich ergeben? Da langen die feindlichen Arme mit hartem Griff nach mir, und ich erwache.

\*

Im Januar 1918 wiederholte sich das Grundmotiv in einer andern Form.

Ich muß über lange hölzerne Gänge und Treppen wandern (wahrscheinlich ein Symbol für den deutschen Baustil), steige dann

viele Stufen hinunter, was im Traum die Rückkehr in die Vergangenheit auszudrücken scheint, und plötzlich komme ich unter Steinbauten auf dem florentinischen Pflaster heraus. Eine Menge Straßenbilder huschen vorüber, in denen sich die Erinnerung von Jahrzehnten verdichtet hat, ich suche die Vergangenheit, die ich nicht finden kann, niemand, den ich kannte, ist mehr da. Wie ich von der Porta Romana nach der Via Serragli strebe, werde ich bei der Via Serumidi von Mißtrauischen gestellt, die in mir die Angehörige eines Feindesvolks wittern; es entstehen Aufläufe, wohin ich mich weiterbewege. Alle Erfahrungen, die man während eines Menschenlebens an dem südlichen Volkscharakter machen konnte, gute und schlimme, drängen sich in hochdramatischer Form auf Minuten zusammen. Ich werde von einer Menschengruppe zur andern gezogen, begegne natürlicher Güte und lauernerer Tücke und habe am Ende das Gefühl, daß die Menge mit mir spielt wie die Katze mit der Maus, die ihr nicht mehr entinnen kann. Es wird mir angst und wehe, nur fort, fort von dem Unglückspflaster! Man läßt mich los, jagt mir dann wieder nach, und auf einem Außenviale im Grünen werde ich gefaßt und einem Carabiniere übergeben. Dieser hat Mitleid mit mir und drückt mir sein herzliches Bedauern aus, daß man mich gleich als Spionin vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen werde; er könne mir nicht helfen, würde mich aber auch nicht hindern, wenn ich einen Fluchtversuch wagen wolle. Diesen Wink lasse ich mir nicht zweimal geben; während er geflissentlich wegsieht, nehme ich den Weg nach dem Bahnhof, der jetzt vor der Stadt im Grünen liegt. Wie ich renne und renne, verwandelt sich die Ortlichkeit, ich habe wieder Straßen um mich, flüße die Via Panzani entlang, immer mit der Richtung auf den Bahnhof. Da fällt mir ein, daß ich ja keinen Paß besitze. Was soll ich antworten, wenn man mich nach meinen Personalien fragt? Bei der Rückseite von Santa Maria Novella, im Angesicht des rettenden Bahnhofs, der mir doch nicht helfen kann, stockt mein Lauf. Schon ist die

Verfolgung hinter mir her, Begegnende umringen mich, halten mich auf, ich sehe mich verloren. Da spricht eine Stimme vernehmlich in mir selber: Es gibt keine Rettung mehr, jetzt bleibt nichts übrig, als aufwachen! Und ich tat es.

\*

Wiederum habe ich mich in Italien eingeschlichen, und diesmal ist es ganz mühelos gelungen: ich brauchte nur den Fuß über die Grenze zu setzen und befand mich in einem wundervollen, großen, grünen Park, den ich mir in der Nähe des Gardasees gelegen dachte, aber der Park war ganz Italien. Ich setzte mich auf eine Steinbank und genoß den strahlenden Sonnenschein vom tiefblauen Himmel und den Anblick der herrlichen Schattenbäume auf leuchtend grünem Rasen, worin verstreute Blumen wuchsen. Und ich freute mich wieder einmal diebisch, so gut hereingekommen zu sein. Da kam ein Custode und fragte vorwurfsvoll, was ich hier zu tun hätte. Ich bat ihn, mich noch einen Augenblick in der Sonne sitzen zu lassen, dann würde ich von selber wieder gehen, um ihn nicht in Angelegenheiten zu bringen, worauf sich der Mann schweigend zurückzog.

\*

Während des Krieges wurde mir auf Umwegen aus Italien der Tod eines dortigen Freundes mitgeteilt. Näheres war über die Grenzsperrre hinweg nicht zu erfahren, aber vorangegangene Umstände machten die Nachricht sehr glaubhaft. In einer der nächsten Nächte wurde ich im Traum nach dem Ort versetzt, wo sein Haus neben dem meinigen lag. Ich sah, daß alles war wie sonst, dann setzte ich mich vor meinem Hause in den Sand und sah aufs Meer hinaus. Da kam eine befreundete Dame aus einer der Nachbarvillen mich zu begrüßen und beglückwünschte mich, daß ich nun doch wieder da wäre und daß ich Haus und Garten in so schöner Ordnung gefunden hätte. Ich sagte, das sei gut, aber ich

könne mich jetzt über nichts mehr freuen. Oh, antwortete sie schnell und fröhlich, das war ja ein Irrtum, Ihr Freund lebt, und es geht ihm gut, Sie werden ihn gleich sehen.

In der Folge wiederholte sich der Traum noch einmal in anderer Form, und nach einiger Zeit kam über die Schweiz ein Brief des Totgesagten, der sein Wohlergehen meldete.

\*

Im Mai 1918 geträumt:

Ich gehe in der Dämmerung durch eine düstere, mit allerlei Hindernissen verstellte deutsche Straße, die zwischen einer hohen Mauer und einer Reihe unbestimmter alter Baulichkeiten liegt und deren Pflaster zum Teil aufgerissen ist. Da kommt von hinten ein Mann vorüber, in dem ich trotz der heutigen bürgerlichen Tracht und dem abendländischen Gesichtsschnitt augenblicklich Jesus Christus erkenne. Er hat gar keins der herkömmlichen äußeren Merkmale, aber ich fühle mit untrüglicher Gewißheit, daß Er es ist. Er hält seinen Überrock mit einer Hand über der Brust zusammen, und obwohl er es durch keine Bewegung verrät, vielmehr sorgfältig verbirgt, weiß ich doch, daß er eine gräßliche, furchtbar schmerzhafteste Wunde in der Brust trägt, in der alle Wunden des Krieges beisammen sind, und daß er diese Wunde freiwillig übernommen hat. Alles, was ich dabei empfinde, drängt sich in das Wort Pelikan! zusammen, das mir im Munde zittert, aber nicht heraus kann. Im Vorbeigehen streift er mich mit einem einzigen herzzerreißenden Blick, vor dem ich fast vergehe. Ich strebe ihm nach, da tritt er in einen dunklen Hofraum und verschwindet zwischen aufgestautem Gerümpel.

\*

Nach dem Ausbruch der Revolution stellten sich zusammenhängende Träume wieder viel häufiger ein. Bei dem nachstehenden aus dem November 1918, war es zuerst, als sollte mir eine Ge-

schichte erzählt werden, sie wandelte sich aber gleich in Handlung, in deren Mittelpunkt ich selber stand:

Der Erdgeist in Menschengestalt nimmt mich bei der Hand und führt mich blitzschnell an den Rand eines Meeres, das mir nach der Küstenbildung das Tyrrenische zu sein scheint. Dort spricht er: Fürchte dich nicht! und taucht mit mir unter. Ich meine, nun gehe es mit mir zu Ende, aber ich sinke nur bis zur Hüfte ins Wasser und werde auch gar nicht naß dabei. In Eile durchgleiten wir die Meeresräume und erreichen eine steilaufragende Insel, zu der er mit mir hinaufgeht, mich immer noch an der Hand haltend. Auf einer Felsplatte angekommen, von der aus ein ebener Weg ins Land führt, sehe ich auf grüner Erhöhung eine Gruppe dunkel gekleideter Frauen stehen, von denen eine in tiefer Trauer sich auf mich zu bewegt. Ich erkenne eine seit lange verstorbene englische Freundin, die Witwe eines berühmten Deutschen, die uns in Florenz nahe gestanden, und daran sehe ich, daß ich mich jetzt in England befinde. Der Erdgeist ist landeinwärts verschwunden. Ich eile auf sie zu, wir fallen uns in die Arme und weinen beide so laut und heftig, daß ich von der Erschütterung erwache. Noch während des Traumes wurde es mir aber klar, daß eine so leidenschaftliche Gefühläußerung gar nicht zu dem Wesen der warmherzigen, aber äußerlich fühlen und zurückhaltenden Frau paßte.

\*

Ein paar Nächte später hatte ich einen ganz sinnlosen Traum, den ich mit Übergehung einiger persönlicher Einzelheiten hierher setze, weil er bei seiner Abgeschmacktheit doch für die Entstehungsart der Träume und ihre Zusammenhänge mit dem wachen Leben gerade sehr bezeichnend ist.

Ich befinde mich in einem bekannten Münchener Verlagshaus, das aber von diesem nur den Namen hat und mit einem auswärtigen wesensgleich ist, welch letzteres in meiner Vorstellung



außerdem auch noch davon getrennt besteht. Die Räume erinnern jedoch an die einer großen dortigen Zeitung. Ein mir unbekannter schwarzbärtiger Herr, der sich Herr Müller nennt, macht mir eine erwünschte geschäftliche Mitteilung, an der ich jedoch zweifle, weil sie einer früher empfangenen wirklichen Nachricht widerspricht. Ich setze ihm die wahre Sachlage auseinander, er bleibt aber bei seiner Mitteilung und reicht mir zum Beweis ein Schreiben, das, wie ich danach greife, nur noch ein Zettel mit einem Bücherverzeichnis ist. Ich lese ihn und sage: Das sind lauter ganz fremde Buchtitel, die hier verzeichneten Bücher gehen mich gar nichts an. Der Herr ist jedoch bereits in einem Nebenraum verschwunden und läßt mich bitten, nur einen kleinen Augenblick Geduld zu haben, er werde gleich wieder kommen. Ich lasse mich in einem gut eingerichteten Raum an einem runden Tisch zum Gespräch mit fremden Personen nieder, aber aus dem Nebengeläß dringt eine sonderbare, laut und gleichmäßig sprechende Stimme. Ich will sehen, was das sei, und trete in den Raum. Da ist keine Seele. Aus einer großen Wasserwanne aber führt ein Messingrohr nach einer Leitung, und aus diesem Rohr kommt die Stimme, das heißt, das Rohr selber spricht. Ich entferne mich sehr erstaunt und verliere nun die Geduld, noch länger zu warten, was ich dem Herrn sagen lasse. Zugleich besinne ich mich auf den Brief, den ich ihm jetzt schreiben muß, um ihn auf den wirklichen Sachverhalt wegen der Bücher aufmerksam zu machen. Da bemerke ich plötzlich, daß ich im Bette liege und also geträumt haben muß, daß es demnach jenen Herrn überhaupt nicht gibt. Der empfangene Anstoß wirkt aber noch so stark, daß ich zu mir selber sage: Es ist einerlei ob ich träume oder wache. Wichtig ist, daß der Irrtum berichtigt wird. Ich muß dem Herrn doch schreiben, gleichviel ob er lebt oder nicht. (Hartnäckigkeit der Traumvorstellung auch beim Erwachen!) Ich beginne, mir den Wortlaut des Schreibens auszubedenken. Dabei greife ich neben mich, in meine Tasche, wie ich meine, und ziehe zu meiner Überraschung

den knisternden Zettel heraus. Also doch nicht geträumt, sage ich befriedigt zu mir selber. Aber leider ist er nicht mehr klein und weiß wie vorher, sondern groß und gelb. Nun ging mir erst auf, wie mich der Traumkobold hin und her zum besten hatte.

Neben dem Durcheinanderspielen von Wachen und Schlafen ist an diesem Traum auch das Hereinragen der Tagesvorstellungen zu beachten. Die Stimme aus dem Wasserrohr war die Folge einer Bemerkung, die ich desselben Tages über eine ausländische Dame gemacht hatte, daß ihre gutturale Stimme wie aus einer Maschine heraussurre. Die geschäftliche Verhandlung war die verdrehte Fortsetzung einer wirklichen, und der gelbe Zettel war eines der vielen Plakate der neuen Regierung.

\*

Am 29. Dezember 1918 in München morgens, unmittelbar vor dem Erwachen, kam mir ein wahrhaft erschütternder Traum aus der hürnenen Pforte.

Der Anfang war etwas verworren, bevor die eigentliche Absicht sich herauschälte. Ich befand mich zuerst in Florenz in der Nähe der Porta San Frediano, wo ich aus einem hohen alten Omnibus stieg, deren es jetzt keine mehr dort gibt, und mit Freunden aus alter Zeit vom Schicksal nahestehender Personen sprach. Die Zeitereignisse waren im Traum vergessen, aber es schimmerte doch das Bewußtsein durch, daß Schweres geschehen ist, seit man sich nicht mehr gesehen.

Gleich darauf aber bin ich in eine deutsche Landschaft versetzt, fühle mich eine Zeitlang auf einem Pferderücken, dann auf den Füßen. Die Stimmung ist irgendwie unruhig. Da sehe ich einen Reiter, den ich träumend zu kennen glaube, ohne doch eigentlich zu wissen, wer er sei, in schönem schlankem Trab in die Ebene hinausfliegen, und blicke ihm mit Wohlgefallen nach. Plötzlich taucht zur Linken, wie aus dem Boden gewachsen, ein anderer Reiter auf, den ich nach der schlottrigen Art, wie er zu Pferde sitzt,

für einen Matrosen halte. Dieser drängt gegen den ersten Reiter heran und treibt ihn von seinem Wege ab gegen eine sumpfige Niederung hinunter, wo ich beide aus den Augen verliere, denn das große Steingebäude, neben dem ich stehe, hemmt den Blick. Ich wende mich rückwärts, und statt wie zuvor auf einer grünen lachenden Wiese, finde ich mich plötzlich vor einem gewaltigen Strom, breit wie die Isar und tiefgrün, mit jagenden Wellen, worauf Leiche an Leiche vorbeitreibt. Zuerst auf der Mitte des Stromes ein Arbeitsmann, seitwärtsliegend, hemdärmelig, mit graugewürfelter Hose, die wie mit Kalk oder dergleichen beschmiert ist, dann näher vom Ufer ein junger Mann mit feinem Gelehrten- gesicht, spiziger Nase, blondem Haar und gut gekleidet; dieser bewegt noch schwach den linken<sup>1</sup> Arm, wie um das Ufer zu gewinnen, wird aber gleichfalls hilflos vorbeigerissen. Ich stehe selbst auf der linken Flußseite hart am Wasser, das fast in gleicher Höhe mit dem Rasengelände hinschließt, und habe den Eindruck, daß diese alle der wildgewordene Strom vom festen Ufer weggerissen hat. Keine Möglichkeit, irgendwie zu helfen. Zuletzt kommt in gleichem Abstand wie die andern etwas wie ein Kleiderbündel herangetrieben, worauf ein Kopf mit langem, schwimmendem Frauenhaar. Entsetzt erwachte ich, und als ich schon aufgestanden war, blieb ich noch lange im Bann dieses Traumes, der mir eine tiefe Trostlosigkeit hinterließ. Den Eindruck, den ich beim Erwachen gehabt, daß ich den Untergang Deutschlands im Symbol gesehen hätte, konnte ich den ganzen Morgen nicht los werden. Ich bezog damals das Geschaute auf einen zur gleichen Stunde eingetretenen plötzlichen Todesfall, bei dem ein großes Stück edelster deutscher Geisteswelt unterging. Als aber die Rätere- publik mit dem schrecklichen nachfolgenden Blutbad kam, da verstand ich erst den wahren Sinn des Traumes.

<sup>1</sup> Daß in diesem Traume alle Bewegung von links her stattfand, drängte sich mir erst nachträglich auf, als ich den ganzen örtlichen Plan überdachte.

In den Tagen der Räterepublik, als der Druck sehr groß, aber noch kein Blut geflossen war, entließ die bewußte Pforte noch ein vielsagendes Traumbild:

Ich war mit schweren Gedanken eingeschlafen und an einem Angsttraum erwacht. Dann wandte ich mich nach der andern Seite mit der Bitte an den Traumgenius, mir freundliche Bilder zur Vergütung zu schicken. Zunächst wird mein Wunsch erfüllt: ich bin in ländlicher Umgebung und gehe über eine grüne Wiese nach dem Häuschen eines Handwerkers, wo ich eine Bestellung zu machen habe. Statt des gefürchteten mürrischen Empfangs mit nachfolgender Ablehnung finde ich den größten Eifer, mich recht gut zu bedienen. Der Mann läßt es sich in einer scherzhaften Übertreibung seiner Ergebenheit nicht nehmen, mich noch seine schmale Holztreppe herunter und über die Wiese nach einem Nachbarhaus zu begleiten, wo ich Besuch machen will. Erleichterten Sinnes steige ich dort ein paar hölzerne Stufen zu einer Veranda hinauf, wo eine Anzahl Menschen gesellig beisammen sind. Erst wie ich schon oben bin, nur noch durch eine niedrige Gittertür von den Anwesenden getrennt, bemerke ich, daß auf dem Holzgeländer zwischen mutwilligen jungen Leuten beiderlei Geschlechts ein gewaltiger Bär in aufrechter menschlicher Haltung sitzt und von den andern wie ihresgleichen behandelt wird. Das Ungetüm scheint gut gelaunt: es wendet auch mir seine ungeheure Fresse zu, wobei es wie scherzend eine seine Riesenpranken erhebt. Ich sage mir bestürzt: Welche Unvernunft von den jungen Leuten, daß sie das starke Tier losgebunden haben, es kann ja Unheil anrichten, auch ohne es zu wollen. Gleich darauf durchzuckt mich das Bewußtsein, daß ich den freigelassenen Bären heute schon zum zweitenmal sehe, was der Traumgeist alsbald berichtet: Es ist sogar schon das drittemal. Über der Bemühung, mich deutlicher zu erinnern, erwache ich. Es war dies einer der Fälle, wo der Geist sich ein Symbol hinstellt, das er selbst mit dem Verstande zunächst nicht durchschaut, seinem eigenen Scharfsinn also

gleichsam ein Rebus aufgibt. Der meinige versagte vorerst ganz: noch beim Niederschreiben ging mir die symbolische Bedeutung des Bären nicht auf, so nahe sie lag. Die bildhafte Erscheinung des Untiers mit dem graugelben Rücken, der weißen Brust und der gewaltigen, mir zugewandten Schnauze wirkte so überwältigend plastisch, daß ich nicht dazu kam, nach dem gedanklichen Sinne zu fragen. Erst Wochen später beim Wiederlesen sah ich mit plötzlicher Klarheit, daß der losgebundene Bär, das Ruffentier, mit dem die unvorsichtigen jungen Leute spielten, nichts anderes war als der Bolschewismus. Und abermals verging einige Zeit, bis ich auch verstand, daß die rückblickende Verdoppelung und Verdreifachung der Bärenerscheinung auf die drei nacheinander erlebten Münchner Revolutionen deutete.

\*

Gleichfalls im April 1919 hatte ich ein sonderbares nächtliches Erlebnis, das man nicht sowohl einen Traum nennen kann als ein Gesicht. Ich hatte nach dem Fenster gewendet geschlafen, erwachte inmitten der Nacht und kehrte mich nach der andern Seite. Da stand — ich traute meinen Augen nicht — hart neben meinem freistehenden Bett ein etwa mannhohes Bäumchen. Ich sah aber gleich, daß es kein wirkliches Bäumchen war, sondern ein Baumphantom, denn es war völlig körperlos, zweidimensional, die Blätter hatten die erstaunlichen Formen der Eisblumen, es gab große und kleine, lanzettförmige, fiederschnittige, palmettenartige. Ihre Farbe erschien in der Dämmerung des Raumes silbrig weiß, aber matt vor Durchsichtigkeit. Ich suchte das Bild aus den Augen wegzuwischen, es blieb, ich drehte mich ab und dann wieder zurück, es stand noch immer da. Die Hand danach auszustrecken wagte ich nicht, dafür war es zu geisterhaft. Zuletzt kehrte ich mich ganz nach dem Fenster, und erst nach einer langen, langen Weile, als ich mich langsam wieder zurückwandte, war es verschwunden. Ich untersuchte später, ob nicht etwa ein Baum-

schatten aus den gegenüberliegenden Gärten habe ins Zimmer fallen können, aber das war der Stellung des Bäumchens nach unmöglich, das ja frei im Raume stand, nicht wie ein Schattenriß auf einem Hintergrund, auch an Farbe heller war als seine Umgebung. Zudem trugen die Bäume bei uns um jene Zeit noch gar kein Laubwerk. Gleich darauf kam noch einmal ein starker Schneefall, da standen sie wieder alle im Silbergewand. Hatte das Baumgespenstchen mit seinem Silberschein mir das anzeigen wollen?

Eine ähnliche, mich nur viel näher berührende Vision hatte ich einmal in früher Jugend gehabt, als ich plötzlich, bei Nacht erwachend, in nächster Nähe mein eigenes Gesicht, von zartem silbergrauem Schleier umgeben, vor mir sah. Keine Teufelsfrage hätte mir ein tieferes Grauen einflößen können. Unter meiner angstvollen Bemühung, das Bild aus den Augen zu wischen, verzerrten sich die Züge wie von einer namenlosen Qual, bis sie endlich, endlich verlöschten; ich brauchte danach noch Stunden, um mich wieder zu fassen.

\*

In den Mätemonat April fällt noch die ergögliche Einwirkung eines Traumes auf einen fremden Traum. Ich erwachte eines Morgens mit dem unsinnigen und grundtrivialen Bierzeiler auf den Lippen:

Es heißt, die Hammelkeule  
Sprach auch ein gewichtiges Wort,  
Ich weiß nicht, war es die Eule?  
Oder nahm er sie mit sich fort?

Daß die alberne Eingebung auf den unter der Mäterepublik immer fühlbareren Nahrungsmangel zurückging, lag auf der Hand, sonst aber konnte ich bei aller Übung in der Traumdeutung kein Licht hineinbringen. Als ich jedoch am Abend einem mich besuchenden

Jugendfreund den geträumten Blödsinn erzählte, fiel mir unter dem Reden ein, ob nicht die Eule vielleicht eine Verwechslung mit den speiseraubenden Harpyien in Shakespeares ‚Sturm‘ sei, und ob der rätselhafte ‚er‘, der den wünschenswerten Gegenstand mit sich nahm, wohl gar der Beschlagnahmekommission angehöre, die damals den Vorratskammern — ich besaß freilich keine — gefährlich wurden. So glitt das Gespräch auf die politische Lage hinüber, ich erinnerte den Besucher an eine Bemerkung, die er einmal in früher Jugend gemacht: man sollte nie über Politik streiten, da man ja doch jeden Augenblick eine andere Ansicht habe, und ich bekannte ihm, daß ich angesichts der unendlichen Vielseitigkeit der Dinge jenen Ausspruch gar nicht mehr so spaßhaft finden könne wie damals.

Und nun träumte ihm in der folgenden Nacht, er sitze in einem Flugzeug und fahre hoch über München hin. Zuerst schien ihm der Flugzeugführer der bekannte Sturzflieger Pégoud zu sein, den wir kurz vor Ausbruch des Kriegs zusammen gesehen hatten, dann war es ein deutscher Fliegeroffizier unserer Bekanntschaft. Der Flug beglückte den Träumer sehr, aber plötzlich fiel ihm ein, daß er in Starnberg, seinem Arbeitsfeld, erwartet sei. Er wünschte dringend zu landen, durfte aber nicht, bis er sich durch einen Vers gelöst hätte. Nun gab der Traum ihm ein:

Wie sehr ich auch dem Weltall staune,  
Erschein' ich doch nicht als Alraune,  
Rein, flatternd vor Inkonsequenz,  
Asmodihast, als Peter Squenz.

Ihm selber schien der Vers vollkommen sinnlos, als er ihn mir andern Tages erzählte, wieder ein Beispiel, wie der Geist das Rätsel, womit er sich selber neckt, nicht lösen kann. Dagegen konnte ich mit Leichtigkeit darin die Fortsetzung unserer Unterhaltung erkennen:

Wie sehr ich auch von der Mannigfaltigkeit des Ganzen über-

wältigt stehe, bin ich darum doch kein Zwerg. Das ‚flatternd vor Inkonsequenz‘ ist eine heitere Vermengung des politischen Gesprächs mit dem Gefühle des Traumflugs. Im Peter Squenz spielt dann der Hinweis auf Shakespeare wieder herein.

Ich werde später noch eine Reihe merkwürdiger Träume erzählen, die mir derselbe Freund zur Verfügung gestellt hat.

\*

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juni 1919 in München geträumt:

Ich war in ein Geisterland geraten und wurde von Gespenstern oder Dämonen verfolgt und bekämpft. Dabei spürte ich wohl ein Grauen, aber keine eigentliche Angst, ich rang mit ihnen und fühlte mich fähig, sie von innen heraus zu überwinden. Eine Gestalt war darunter, die mir als die einer geliebten Toten erschien. Ich umschlang sie, da war sie so hoch, daß ich sie oberhalb der Knie fassen mußte, um sie festzuhalten. Aber auch sie erzeugte sich nicht freundlich, daß ich zweifeln mußte, ob sie es sei oder ob ein fremder Geist ihre Maske geborgt habe. Sie wand und bäumte sich in meinen Armen und schlug oben nach allen Seiten gleichzeitig wie eine Garbe auseinander. Darauf fand ich mich halb erwacht im Bett mit starkem Schmerzgefühl, wußte aber nicht recht, wo. Ich wollte meinen Kopf, der mir wie von langen Stichen durchbohrt und ganz verrückt schien, mit beiden Händen fassen, da wurden diese von zwei Geisterhänden, die aus dem Leeren kamen, ergriffen und mit unwiderstehlicher Gewalt niedergehalten. Ich mußte mich nach einem kurzen Versuch des Widerstands völlig ergeben, erkannte das als wohlthätig und fiel sogleich in traumlosen Schlaf, aus dem ich am Morgen gesund erwachte. Das eigene war, daß ich diese Geisterhände, deren Form deutlich zu erkennen war, nach der ersten Bestürzung nicht als fremde empfand, sondern als nah verwandte, vielleicht gar als die geistigen Doppelgänger meiner eigenen. Es war fast, als stünde ich in der



Hut meines eigenen höheren Ichs, das irgendwoher die Macht erhalten hätte, mir zu Hilfe zu kommen.

\*

Ein Traum aus dem Juli 1919:

Ich bin im Freien unter einer aufgeregten Volksversammlung, es geht drunter und drüber. Da sehe ich eine grelle Gestalt von riesenhafter Länge, der alle Platz machen, durch das Gewühl herschreiten, ihre Bewegungen sind hölzern, auf dem langen schmalen Kopf sitzt eine spitzige Mütze. Der harlekinsmäßige Anzug ist aus lauter schreiendroten Drachenschuppen zusammengesetzt, ich meine, es müsse an jeder ein Glöckchen hängen, sehe sie aber nicht. Die Züge kann ich nicht erkennen, sie sind gar so hoch oben, ich weiß jedoch ganz genau: Diesen habe ich schon einmal gesehen, nur war er damals ein völlig anderer, er sah menschlich und gut aus, war auch viel kleiner. Jemand raunt mir zu: Er heißt Herr Friedensstifter. Das klingt mir schauerlich, ungefähr wie der Herr Losspanner aus den Kinderträumen meiner Mutter. Ich entdecke plötzlich, daß er eine Verbindung von Hampelmann und Menschenfresser ist, und vor Schreck erwache ich, habe aber die deutliche Vorstellung, den Präsidenten Wilson gesehen zu haben.

Die Drachenschuppen fand ich des andern Morgens in einem oft gesehenen, aber nie beachteten Ziegeldach meinem Fenster gegenüber wieder.

\*

Ich gebe jetzt im Anhang einige bedeutsame fremde Träume wieder, wie sie mir erzählt wurden.